

(Nachdruck verboten.)

23]

Toma Gordjefew.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Die Frühjahrsgeschäfte nahmen ein paar Tage in Anspruch, und Tomas empörte Gefühle beruhigten sich. Die Trauer über den Verlust des Menschen stumpfte den Jörn auf die Frau ab, und der Gedanke an die Erreichbarkeit dieser Frau verstärkte ihre Anziehungskraft. Und unmerklich begriff er plötzlich und faßte den Entschluß, zu Soffa Pawlowna hinzugehen und ihr geradeheraus und einfach zu sagen, was er von ihr wollte. Er empfand sogar eine gewisse Freude bei diesem Entschluß und ging dreist zu Medinskaja.

Die Dienerschaft der Medinskaja war seine Besuche gewohnt, und das Mädchen sagte auf seine Frage, ob die gnädige Frau zu Hause sei: „Bitte, in den Salon einzutreten. Die Gnädige ist dort allein.“

Er erschrak ein wenig; doch als er seine vom Kock tadellos umspannte stattliche Gestalt und sein gebräuntes, von einem flaumigen schwarzen Bärtchen umrahmtes, ernstes Gesicht mit den großen dunklen Augen im Spiegel erblickte, hob er die Schultern und ging mit sicherem Schritt vorwärts durch den Saal.

Leise, sehr seltsame Saitentöne schwammen ihm entgegen; sie schienen leise und traurig zu lachen, sie beklagten sich über etwas und berührten das Herz so zart, als bäten sie um Gehör und hofften doch nicht, es zu erlangen. . . . Toma hörte Musik nicht gern — sie rief stets Traurigkeit in ihm hervor. Selbst wenn die Drehorgel im Gasthaus etwas Trauriges zu spielen begann, fühlte er banges Sehnen in der Brust und bat manchmal, die Orgel abzustellen, oder ging fort, da er fühlte, daß er diese Sprache ohne Worte, doch voll Thränen und Klagen nicht ruhig anhören könnte. Und jetzt blieb er bei der Salonthür unwillkürlich stehen.

Die Thür war mit langen Fäden bunter Perlen behängt, die so aufgereiht waren, daß sie ein phantastisches Pflanzennmuster bildeten; die Fäden bewegten sich leise, und in der Luft schienen bleiche Blumenschatten zu fliegen. Diese durchsichtige Scheidewand verbarg das Innere des Salons nicht vor Tomas Augen. Medinskaja saß auf der Couchette in ihrer Lieblingsede und spielte Mandoline. Der große japanische Schirm, der an der Wand befestigt war, beschattete die kleine Frau im dunkeln Kleide mit der Hinheit seiner Farben. Die hohe Bronzelampe mit dem roten Schirm unflutete sie mit dem Schein des Abendrots. Die zarten Töne der feinen Saiten zitterten traurig in dem engen Zimmer, das von der weichen, duftigen Dämmerung erfüllt war. Jetzt ließ die Frau die Mandoline auf ihren Schoß sinken und schien starr auf etwas vor sich hinzublicken, indem sie die Finger wieder durch die Saiten gleiten ließ. Toma seufzte auf.

Der leise Klang der Musik schwebte um Medinskaja, und ihr Gesicht veränderte sich in einem Fort, als senkten sich von irgendwo Schatten darauf herab, die vom Glanz ihrer Augen zergingen.

Toma blickte sie an und fand sie so allein weniger schön als in der Anwesenheit anderer, — jetzt war ihr Gesicht ernster und älter, in den Augen fehlte der Ausdruck von Freundlichkeit und Sanftheit, und sie blickten gelangweilt und müde. Auch ihre Haltung war müde, es schien, als wolle sie sich erheben und könne es nicht. Toma merkte, wie das Gefühl, mit dem er zu ihr gekommen war, in seinem Herzen durch ein andres ersetzt wurde. Er scharrte mit dem Fuß auf dem Boden und hüftelte. . . .

„Wer ist da?“ fragte die Frau, indem sie erschrocken zusammenfuhr. Auch die Saiten erzitterten und gaben einen bangen Laut von sich.

„Ich bin es,“ sagte Toma, indem er die Perlschnüre mit der Hand auseinanderstrich.

„Ah! Wie still Sie sind. . . . Ich freue mich, Sie zu sehen. . . . Sehen Sie sich! . . . Warum waren Sie so lange nicht da?“

„Sie streckte ihm die eine Hand hin und zeigte mit der

zweiten auf einen kleinen Sessel neben sich, wobei ihre Augen freudig lächelten.

„Ich war in der Bucht und habe meine Dampfschiffe angesehen,“ sagte Toma mit übertriebener Unbefangenheit, indem er den Sessel an die Couchette heranschoß.

„Liegt noch viel Schnee auf den Feldern?“

„So viel Sie wollen. . . . Es tauet aber schon tüchtig. . . . Auf den Straßen ist überall Wasser.“

Er blickte sie an und lächelte. Medinskaja schien die Ungezwungenheit seines Betragens und das Neue in seinem Lächeln bemerkt zu haben — sie ordnete etwas an ihrem Kleid und rückte von ihm fort. Ihre Augen begegneten sich und Medinskaja senkte den Kopf.

„Es tauet!“ sagte sie nachdenklich und betrachtete den Ring an ihrem kleinen Finger.

„Ja—a . . . es sind überall Bäche. . . .“ teilte Toma mit, indem er seine Schuhe bewunderte.

„Das ist gut. . . . Der Frühling wird kommen.“

„Jetzt wird's nicht lange dauern. . . .“

„Der Frühling wird kommen,“ wiederholte Medinskaja leise und schien dem Klange der Worte zu lauschen.

„Die Menschen werden sich verlieben,“ sagte Toma lächelnd und rieb sich auf einmal kräftig die Hände.

„Haben Sie das vor?“ fragte Medinskaja trocken.

„Ich brauche das nicht. . . . ich bin schon längst fertig. . . . ich bin fürs ganze Leben verliebt. . . .“

Und Toma rückte näher, indem er breit und verlegen lächelte.

Sie blickte ihn flüchtig an und begann wieder zu spielen, indem sie auf die Saiten blickte und sinnend sagte:

„Der Frühling. . . . Wie gut das ist, daß Sie erst jetzt zu leben beginnen. . . . Das Herz ist voll Kraft. . . . und es ist nichts Finstres drin. . . .“

„Soffa Pawlowna!“ rief Toma leise aus.

Sie hielt ihn mit einer freundlichen Bewegung auf.

„Warten Sie, Täubchen! Heute kann ich Ihnen etwas Schönes sagen. . . . Wissen Sie, bei einem Menschen, der viel gelebt hat, giebt es Momente, wo er in sein Herz blickt und dort unerwartet etwas längst Vergessenes findet. Es lag jahrelang irgendwo auf dem Grund des Herzens, hat aber den Duft der Jugend nicht eingebüßt, und wenn die Erinnerung es berührt, weht einem der Frühling entgegen. . . . die belebende Frische des Lebensmorgens. Das ist schön, aber sehr traurig. . . .“

Die Saiten zitterten und weinten unter ihren Fingern, und es war Toma, als ob diese Töne und die leise Stimme der jungen Frau zart und freundlich sein Herz kitzelten. Er beharrte aber noch auf seinem Entschluß, lauschte ihren Worten und dachte, ohne ihren Inhalt zu verstehen:

„Sprich nur zu! Jetzt glaube ich keinem Deiner Worte. . . .“

Dieser Gedanke reizte ihn. Und er bedauerte, daß er ihren Worten nicht so aufmerksam und vertrauensvoll wie früher zuhören konnte.

„Denken Sie daran, wie man leben muß?“ fragte sie.

„Manchmal denkt man daran. . . . und dann vergißt man's wieder. Ich habe keine Zeit!“ sagte Toma und lächelte. „Was giebt's da auch zu denken? Das weiß man ja. . . . man sieht, wie die Menschen leben, man muß ihnen also nachahmen.“

„Ach, thun Sie das nicht! Es ist schade um Sie. Sie sind so gut! Es ist etwas Besonderes in Ihnen. . . . was denn? Ich weiß nicht! Man fühlt das aber. Und mir scheint, es wird Ihnen sehr schwer werden, zu leben. Ich bin überzeugt, Sie werden nicht den gewöhnlichen Weg der Menschen Ihres Kreises gehen. . . . nein! Ihnen kann ein Leben, das ganz dem Profit, der Jagd nach dem Rubel. . . . diesen Geschäften geweiht ist, nicht angenehm sein. . . . o nein! Ich weiß, Sie werden etwas andres wollen. . . . ja?“

Sie sprach schnell, mit Unruhe in den Augen. Toma dachte, indem er sie anblickte:

„Wo will sie damit hinaus?“

Und er antwortete ihr langsam:

„Vielleicht werde ich wollen . . . vielleicht will ich's schon . . .“

Sie rückte ihm näher, blickte ihm ins Gesicht und sagte überzeugend:

„Hören Sie! Leben Sie nicht wie alle! Nichten Sie sich das Leben irgendwie anders ein. Sie sind stark und jung. Sie sind gut!“

„Wenn ich gut bin, muß es mir auch gut gehen,“ rief Foma aus und fühlte, wie die Erregung sich seiner bemächtigte und wie sein Herz zitternd zu schlagen begann.

„Ach, das ist nicht so! Auf Erden geht es den Guten schlechter als den Bösen!“ sagte Medinskaja traurig.

Und zwischen ihren Fingern sprangen wieder die zitternden Mandolinentöne hervor. Foma fühlte, daß, wenn er jetzt nicht gleich mit dem, was er vorhatte, beginnen würde, er ihr später nichts mehr sagen könnte.

„Gott helfe mir!“ sagte er im Geiste und begann mit gefeilter Stimme und mit Spannung in der Brust:

„Sofja Pawlowna! Es ist gut genug! Ich muß sprechen. Ich bin gekommen, um Ihnen folgendes zu sagen: es ist genug! Man muß gerade und offen handeln. Erst haben Sie mich zu sich herangezogen, und jetzt verschansen Sie sich vor mir. Ich verstehe nicht, was Sie sprechen, mein Verstand ist taub, ich fühle aber — Sie wollen sich verstecken . . . ich sehe ja — verstehen Sie, warum ich gekommen bin!“

Seine Augen brannten immer mehr, und die Stimme wurde mit jedem Worte heißer und lauter. Sie neigte sich mit dem ganzen Körper vor und sagte bange:

„O, hören Sie auf!“

„Nein, ich werde jetzt sprechen!“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen.“

„Sie wissen nicht alles!“ jagte Foma drohend und erhob sich.

„Ich weiß aber alles von Ihnen, alles!“

„So? Um so besser für mich,“ sagte Medinskaja ruhig.

Auch sie hatte sich von der Couchette erhoben, als wollte sie hinausgehen, nachdem sie aber einige Sekunden gestanden hatte, ließ sie sich wieder auf ihren Platz sinken. Ihr Gesicht war ernst, sie preßte die Lippen fest aufeinander, die Augen waren aber gefenkt, und Foma konnte ihren Ausdruck nicht sehen. Er hatte geglaubt, sie würde bei den Worten: „Ich weiß alles von Ihnen!“ erschrecken, sich schämen und ihn verlegen um Verzeihung bitten, weil sie mit ihm gespielt hatte. Dann wollte er sie fest umarmen und ihr verzeihen. Es kam aber anders; ihre Ruhe machte ihn selbst verlegen, er blickte sie an und suchte nach Worten, um seine Rede fortzusetzen, konnte aber keine finden.

„Um so besser,“ wiederholte sie trocken und hart. „Sie haben also alles erfahren, ja? und haben mich natürlich verurteilt . . . wie es auch sollte. . . Ich verstehe . . . ich bin vor Ihnen schuldig. Doch . . . nein, ich kann mich nicht rechtfertigen.“

Sie schwieg, griff plötzlich mit einer nervösen Handbewegung nach ihrem Kopf und begann sich das Haar zu ordnen.

Foma seufzte tief. Die Worte der Medinskaja hatten in ihm eine Hoffnung getötet, von deren Existenz in seinem Herzen er erst jetzt erfuhr, da sie getötet war. Und er sagte mit bitterem Vorwurf, indem er den Kopf wiegte:

„Ich habe Sie oft angeschaut und habe gedacht: wie schön, wie gut sie ist, das Lächeln! Und Sie sagen jetzt selbst, daß Sie schuldig sind . . . ach!“

Die Stimme des Jünglings stockte. Und die Frau lachte leise.

„Wie gut und wie komisch Sie sind . . . Und wie schade ist es, daß Sie . . . das alles nicht verstehen können!“

Foma blickte sie an und fühlte sich durch ihre freundlichen Worte und ihr trauriges Lächeln entwaffnet. Das Kalte und Harte, das er im Herzen gegen sie hatte, zerschmolz in ihm bei dem warmen Glanz ihrer Augen. Die Frau erschien ihm jetzt klein und schutzlos wie ein Kind. Sie sprach etwas mit freundlicher Stimme, als redete sie ihm zu, und lächelte immer, doch er hörte ihre Worte nicht.

„Ich kam zu Ihnen ohne Mitleid,“ unterbrach er sie. „Ich dachte: ich werde ihr alles sagen! Und ich habe nichts gesagt, ich habe keine Lust. Mein Herz ist mir eingesunken. Sie atmen so besonders . . . Ach, ich hätte Sie nicht sehen sollen! Was sind Sie mir? Ich muß wohl gehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

An die Stadtverordnetenversammlung in Berlin
a. S. ihres Vorlesers Dr. Langethans.

Mit zerrissenem Herzen und blutendem Gewissen gewahre ich tief betrübt, daß Ihr Vater der größten Stadt noch immer Kamele beziehungsweise, sofern Ihr zur roten Rotte gehört, Rhinocerosse seid.

In Eurer verstockten und verjudeten Gottlosigkeit fahrt Ihr fort, das Heiligste zu lästern und alle christlichen Gefühle zu verhöhnen. Das kränkt mich schwer in meiner vorzüglichen Liebe für Euch, und ich kann nicht umhin, Euch meinen Zorn zu künden und die Erwartung auszusprechen, daß Ihr in Euch gehen möget, und endlich ablasstet von Eurem lästerlichen Lebenswandel, der Euch geradezu in des Teufels Feuerpfuhl führen muß.

Nicht genug, daß Ihr keine Kirchen baut, so verhindert Ihr auch noch gewaltiam, daß in dem verruchten ungläubigen Berlin sich irgend welche Besserung durchsetze.

Mit großer Seelenfreude vernahm ich, daß man nun auch in Berlin, wie schon zuvor in Potsdam, sich der heiligen Uebung des Gesundheitsbetens widmet und damit endlich anfängt, seine Sünden zu bereuen und zurückzulehren in den Schoß des Christentums. Es war unsrer hehren Amerikanerin Eddy, zu der deutsche Schiffe jetzt wallfahren, gelungen mit der strahlenden Waffe der christian science, der christlichen Wissenschaft, einzudringen in die Metropole der Ungläubigkeit. Und es war mir eine besondre löbliche Gemüthsreinigung, daß gerade in der Schule, die den Namen Kalls trägt, des schrecklichen Urhebers der preussischen Irreligiosität, zuerst eine Stätte erbaut wurde, an der frommer Sinn und schlichte Einfalt wieder zu Ehren kam. Es war mir ein wohlgefälliger Anblick, wie hierher die Kranken und Krüppel strömten, wie die Lahmen sich gehend, die Pudligen sich gerade, die Schwindsüchtigen sich lungenstark und die Diptheriebefallenen sich bacillenrein beteten.

Und da kommt Ihr, schmätzt das heilige Werk, und werfet Kot auf den tapferen Direktor Schellbach, der das erhabene Gesundheitsbeten unter seinen Schutz nahm. Aber ich sage Euch, wer das Gesundheitsbeten lästert, der höhnt das Christentum selbst, der verpöthet Gott, der treibt Kirchenschändung. Alle Krankheit ist, so lehrt uns der Glaube, eine Folge der Erbsünde. Die Erbsünde aber wird überwunden durch Buße und Gebet, und darum ist das Gesundheitsbeten tief begründet in der christlichen Wissenschaft, und wer den heidnischen Aberglauben der Medizinpraxiserei — die nichts ist als eine Gotteslästerung und eine Leugnung der ewigen Wahrheit des christlichen Glaubens — vorzieht, der erschüttert die Grundlagen des Staates, der unterwühlt Thron und Altar. Und darauf wollt Ihr hinaus, Ihr Kamele und Rhinocerosse der größten Stadt.

Ueberdies thue ich Euch zu wissen, daß Ihr nicht nur Verräter am Heiligsten seid, sondern auch ganz verfluchte Esel und Feiglinge. Ihr, die Ihr Euch freisinnig nennt, bittet Euch ein, daß wir die Vernunft sei, was über Eure Vernunft ist. Und weil Ihr es nicht wagt, geradezu, wie es deutschen Männern ziemt, Eure Angriffe gegen die christliche Religion zu richten, darum vergreift Ihr Euch an einem schwachen Weibe und verfolgt das aus dem tiefsten Christentum erzeugte Gesundheitsbeten der Miß Eddy.

Mit Recht hat mein waderer Freund, der Direktor Schellbach, auf Eure unflätigen Angriffe Euch Eure grobe, Inkonsequenz schneidig vorgeritten. Ihr selbst bezahlt doch zahllose Lehrer, damit sie die Kinder in den Wundern der biblischen Offenbarung unterweisen und sie Gebete lehren. Ihr selbst taufst oder beschneidest und konfirmierst Eure Kinder, lässtest Euch kirchlich trauern und kirchlich einsegnen und wähest, dadurch höherer Weihe theilhaftig zu werden. Ist es leichter zu glauben, so hat Euch mit schönem Freimuth der Dr. Schellbach gesagt, daß die wunderbare Heilungen, von denen die Bibel erzählt, wirklich stattgefunden haben, als daß der in Eddy's Geiste christlich Wirkende sich gesund beten könne? In allen Schulstuben, auch des Fall-Real-Gymnasiums, so hat Euch sein Direktor gesagt, werden die Kinder angehalten, das Nächselvollste gläubig hinzunehmen — und Ihr wehrt Euch nicht dagegen? Ihr duldet, daß Eure Kinder lernen, daß der Mann aus einem Erdenkloß und das Weib aus des Mannes Nippe geschaffen sei. Ihr laßt Eure Kinder davon überzeugen, daß in sechs Tagen das ganze Universum erbaut sei. Und doch behaupten Eure antichristlichen Afer-Gelehrten, daß der Mann von einem Affen und das Weib von einer Affin stamme, daß die Welt sich in Jahrmillionen selbst entwickelt habe, daß die Krankheiten von Bacillen herrühren und nicht, wie es unsre Religion erklärt, von der Erbsünde. In alledem laßt Ihr Eure Kinder unterweisen und tausend wunderbare Dogmen und mythisch-tieffinnige, für den armen Menschenverstand unbegreifliche Offenbarungssätze müssen sie glauben. Ist das Gesundheitsbeten etwa rätselhafter und weniger begreiflich als das, was mit Eurer Genehmigung und Eurem Geld die Kinder in allen Schulstuben lernen? So habt doch den Mut Eurer Gottlosigkeit und erklärt mannhafte: Unser Geschimpf auf das Gesundheitsbeten ist nur ein Vorwand! Was wir wirklich meinen, ist ganz etwas anderes. Wir wollen den groben Naturalismus und Materialismus in die Schule einführen; wir wollen Religion und Christentum ächten und zerstören und damit auch das nicht minder wunderbare Gottesgnadentum der Monarchie mit frecher Hand antasteten.

Wahrlich, Ihr seid von Sinnen, wenn Ihr Eure Kinder Gebete auswendig lernen laßt und das Gesundheitsbeten verfolgt. Was sollen

denn Gebete, wenn sie nichts nützen! Wozu beten wir, wenn wir uns keinen Erfolg davon erhoffen! Nein, das Gebet ist die Grundlage unsres Glaubens, und wer uns das Wunder des Gebets raubt, nimmt uns unsre Religion. Was würde aus unserm tapferen Heer, wenn es nicht vor der Schlacht in brünstigem Gebet um den Sieg flehte! Wenn das Gebet keine Wirkung hat, so ist es überflüssig, ist es Betrug und Lüge. Ich selbst bete jeden Morgen für das Wohl unsres herrlichen Vaterlandes, daß es errettet werden möge vor den Dämonen des Umsturzes. Glaubt Ihr, daß solch frommes Beten nutzlos bleiben wird? Wer in dem Gebete die höchste Kraft des Menschen einmal erlauft hat, für den ist auch das Gebetsbeten kein Aberglauben sondern tiefste Wahrheit. Ein einziges Wort aus dem Schage der Miß Eddy ist mehr wert, als eine Bibliothek von atheïstischen Lehrbüchern der Medizin und ein Warenhaus von chirurgischen Instrumenten und chemischen Schmieragen.

Eins aber hoffe ich noch immer, daß auch Euch einst die Stunde der Erkenntnis schlagen möge. Wenn der rote Drache des Umsturzes erst Euch freisinnige von Euren Sesseln faucht, dann werdet Ihr auch durch Gebete in Eddys Geist stehen, daß Eure besthäufigste Partei gesunde. Daß es dann nicht zu spät sein möge!

Meine Religion befiehlt mir, daß ich den Nächsten liebe. So will ich auch Euch nicht weiter anklagen, sondern vielmehr mich bemühen, Eure verkümmerten Herzen zu erleuchten. In diesem Gefühle beschwöre ich Euch: verfolgt nicht weiter die Gemeinde Eddys! Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß Gebetsbeten hilft, sofern es nur in ehrlich gläubiger Ueberzeugung geschieht. Nur zwei Beispiele seien Euch aus meinen Potsdamer Erfahrungen, wo wir alle fleißig der erhabenen christian science obliegen, zur Belehrung erzählt. War da neulich ein junger Kamerad, der unvorsichtigerweise bei einem Liebesmahl vier Flaschen Champagner und drei Flaschen Cognac getrunken. Das konnte der Unglückliche nicht vertragen, und da wir wußten, daß er auf dem Heimwege unweigerlich einen Offizier tödlich beleidigen und dadurch ein Duell herausbeschwören würde, improvisierten wir schnell eine Uebung in christian science. Binnen fünf Minuten war der Unvorsichtige völlig gesund und nüchtern gebetet, so daß er noch zwei Flaschen Champagner und eine Flasche Cognac trinken konnte, ohne daß es ihm etwas schadete. Wir hatten ihn nämlich so bestig gesund gebetet, daß der junge Mann noch einen Vorrat für die glückliche Ueberwindung zukünftiger Anfälle aufgespeichert hatte.

Das zweite Gebetwunder habe ich an mir selbst erlebt. Eines Tages merkte ich, daß die Gesundheit der Sandenpapiere, in denen ich große mir zur Verwaltung anvertraute Summen angelegt hatte, stark zu kränkeln anfing. In meiner Not veranstaltete ich sofort eine Eddy-Sigung, deren Ergebnis war, daß ich die Papiere sofort verkaufte. Die Finanzen waren herrlich genesen. Acht Tage darauf war Sanden in Moabit.

Das sind nur zwei Beispiele aus Hunderten gleichwertiger. Mögen sie Eindruck auf Eure Seelen machen! Alsdann — das hoffe ich zuversichtlich — werdet Ihr die christian science in allen Schulen lehren und die hochbegnadeten Damen Eddy und das göttliche Blumenmedium Nothe — die auch gegen sie gerichteten Schmähungen und Verläumdungen berühren nicht den Saum ihrer Astralleibwäsche zu Ehrenbürgerinnen Eurer Stadt ernennen.

Alsdann werde ich Euch wohl affektionierter sein. —

Frhr. v. Mirbach, Oberhofmarschall-Potsdam.

Verantwortlich gezeichnet

J. o. c.

Kleines Feuilleton.

go. Ohne Ehrgefühl. „Ich habe Aerger gehabt“, sagte Herr Stobitzer. Mit großen Schritten ging er in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Seine Stirne lag in Falten und seine Augen funkelten. Dazu knallte er mit Daumen und Mittelfinger; das that er immer, wenn er wütend war.

Die Schwester schien den Zorn nicht ernst zu nehmen. Gleichmütig streifte sie die Handschuhe ab, nahm den Hut vom Kopf und warf Handschuhe und Hut auf den Tisch, dann ließ sie sich gleichmütig in einen Sessel fallen: „Was ist denn nur eigentlich überhaupt los? Ist Dir einer mit der Miene durchgebrannt, oder ist Lotten das Mittagessen verbrannt?“

„Du brauchst mich nicht auch noch zu ugen!“ Herr Stobitzer blieb stehen und stemmte die Hände in die Seiten: „Rehlt ja noch, will zum Besuch kommen und mich ugen.“ Seine Stirnader schwell.

„Na, ich mein' ja auch bloß so!“ Sie lenkte ein. „Was hast Du denn aber eigentlich?“

Er antwortete nicht, wie ein Wilder schoß er im Zimmer umher. Dann schen ihm plötzlich die Besinnung zu kommen. Etwas ruhiger, aber doch noch immer wie ein bissiger Köter fuhr er zu ihr herum: „Hans will heiraten.“

„So?“

„Weiter hast Du dazu nichts zu sagen, als „so“?“

„Alt genug ist er dazu.“

„Alt genug? Ja wohl, alt genug!“ Er äffte ihre Stimme nach.

„Weiter brauchst es ja auch nichts, alt genug.“

„Gott nun! Errege Dich doch nur nicht so! Ist denn die Sache so gefährlich? Du hast es selbst ja schon lange gewollt!“

„Habe ich? Geizig habe ich! Apothekers Orete soll er nehmen. Das hab' ich gewollt!“

„Nein aber ist es denn die nicht auch?“

Er überhörte ihre Frage: „Geld hat sie und der Alte ist Stadtrat und der Bruder gehört zu unsren Kunden!“ Er zählte die Vorteile an den Fingern her. „Und so eine Verbindung, so 'ne vorteilhafte Verbindung, die will er fahren lassen!“

„Aber wen will er denn sonst nehmen?“ Sie war ganz konsterniert: „Etwas eine von Rechnungsrats? Hübsch sind sie ja, aber doch ganz ohne Geld.“

„Wenn es noch eine von denen wäre!“ Sein Zorn flammte von neuem empor: „Aber was meinst Du? Von Rechnungsrats? Ein Ladewädchen ist es. Eine aus 'm Großbazar?“

„Am Gottes willen, wo hat er denn die her? Sie sing offenbar an, seinen Zorn zu begreifen. Sie wurde gleichfalls lebhaft: „Na, so wird Hans doch nicht reinschalten! Das wäre ja schrecklich! Er nahm seine Wanderung von neuem auf und erzählte: „In 'nem Konzert hat er sie kennen gelernt, in so 'nem gewöhnlichen Groschen-Konzert. Sie hat mit ihrer Mutter an einem Tisch mit ihm gefessen. Ist es denkbar? Und er will sie heiraten. Gar keine Ehre hat er im Leibe!“

„Reimt er sie denn schon lange?“

„Zwei Monate glaub ich, ist öfter da gewesen, die Mutter is ne Witwe —“

„Was für Familie?“ Sie war jetzt sehr interessiert.

„Familie?“ Er lachte höhnisch. „Hat 'n sowas Familie? Buchbinder ist der Vater gewesen, aber anständig, natürlich hochanständig, 's ist überhaupt 'n hochanständiges Mädchen!“ Er sagte es in betauerndem Tone, man hörte ihm an, daß er seinem Sohne nachmachte.

Sie schüttelte nachdenklich den Kopf: „Der Hans! Nein der Hans! Solche Sachen zu machen! Man muß mit ihm reden, ich werde ihn mir mal ernsthaft vornehmen!“

„Nimm ihn mir! Jawohl, nimm ihn mir!“ Er knallte wieder mit Daumen und Mittelfinger.

„Als ob er sich noch dreinreden läßt. Zu meinem Geburtstag wollte er sie sogar einladen! Ist es denkbar: sie und ihre Mutter — in unser Haus! Er hat gar kein Ehrgefühl.“

„Ja die jungen Leute!“ Sie nickte vor sich hin.

Er wurde immer wütender: „Wenn meine Frau das erlebt hätte! Wahrer Segen, daß sie's nicht erlebt hat! Ich hab' ihn aber den Standpunkt klar gemacht. Keinen Groschen kriegt er von mir. Compagnou im Geschäft! Steht gar nichts davon drin! Soll sich sein Brod suchen, wo's ihm paßt, mitamt dem Frauenzimmer!“

„Na so weit wird's ja doch nicht kommen!“

„Sei nur sicher, daß es soweit kommt! Er treibt's auf die Spitze. Ich sage Dir ja, er hat keine Ehre im Leibe!“

Es entstand eine Pause. Herr Stobitzer trat an seinen Schreibtisch und kramte in seinen Papieren. Die Schwester sah vor sich hin, dann wandte sie sich plötzlich zu ihm herum: „Du Fröh, wenn's nun im Ernst ein anständiges Mädchen ist?“

„Ist sie ja! Kann sie ja sein! Meinellwegen!“ Er brummte vor sich hin.

Sie gab sich einen energischen Ruck: „Auf Geld braucht Hans doch eigentlich nicht zu sehen, eigentlich haben wir doch selbst genug und...“ ihre Stimme wurde weicher, „und — und wenn er sie nun ernstlich liebt, es ist doch eigentlich etwas Rührendes um die Liebe!“ Jetzt schluchzte sie fast, sie hatte offenbar in ihrem Herzen einen romantischen Zug entdeckt.

Aber der Bruder schlug mit der Faust auf den Schreibtisch, daß der Briefbeschwerer in weitem Bogen herunterflog; seine Stimme schnappte beinahe über vor Wut: „Liebe? Kommt Du mir auch so wie die Lotte?“ „Vater, wenn er sie doch nu aber liebt?“ „Hab' ich was dagegen, daß er sie liebt? Mag er sie lieben, so lange es ihm paßt, er soll sich's auch noch was kosten lassen! Darin gönn' ich ihm doch jedes Vergnügen! Muß er denn das Mädchen aber gleich heiraten? Wenn man'n Mädchen auch mal liebt, zu heiraten braucht man sie doch nicht gleich!“ —

Theater.

Schauspielhaus. „Miß Hobbs“. — Lustspiel in 4 Akten von Jerome. Was diesem englischen Lustspiel zur Ehre einer Uebersetzung verhoffen, blieb einigermassen unverständlich. L'Arronge und Lubliner hätten der Miß Hobbs ganz ebenso zur Verlobung mit irgend einem vortrefflichen Manne verhelfen können wie der englische Dichter; und auch die Widerlegung der Hobbschen Damenphilosophie wäre dem tiefgründigen Geiste dieser deutschen Männer wohl gegliickt. Ob Newhaven oder Hamburg, Berlin und die mit Recht so beliebte „kleine deutsche Residenzstadt“, — das ist anheimend völlig einerlei. Es sind immer dieselben, unumgänglichen Herrschaften, denen man hier wie dort im Lustspiel begegnet: eine Internationale der Komödie, die, über Raum und Zeit erhaben, sich mit den ehrwürdig-ältesten Späßen erlustigt. Die „Handlung“ des Jeromeschen Stückes ist ein typisches Beispiel.

Miß Hobbs, — dieser sinnig gewählte Name, mit den verschiedensten Accenten des Abichens ausgeprochen, wirkte im ersten Akt als einer der vornehmlichsten Heiterkeitsreger — soll vernütlich so etwas wie ein „modernes Weib“ sein. Sie verachtet die Männer, sucht Verlobungen und Heiraten ihrer Freundinnen auseinanderzubringen, verführt sie zur Anlegung der revolutionärsten Radfahrerkostüme und bellagt im allgemeinen die „Eltaverei“ ihres Geschlechts. Gleich in den ersten Scenen zeigen sich die verhängnisvollen Folgen ihrer Thätig-

leit. Ein großes Zanken ist zwischen Herrn und Frau Westh Kingseal, der Freundin und begeisterten Anhängerin der Miß, ausgebrochen. Eine gutmütige Tante, die die erhitzen Gemüter zum Frühstid und dadurch zum Frieden zu bewegen sucht, hat keinerlei Erfolg. Frau Westh schlägt die Thür zu und eilt in — die Freiheit, zu ihrer Freundin. Als bald erscheint ein Europafahrer und Jugendgenosse des verlassenen Gatten, dem dieser alles Leid klagt, und kurz nach ihm aus irgendwelchen Gründen auch Miß Hobbs im Kingsealschen Hause. Sie hält den Reisenden für Herrn Kingseal, den Gatten der Geliebten; er stellt sich als Klavierstimmer vor und thut, als ob er sie für eine Kammerjungfer halte. Was kann einfacher und natürlicher sein? Außerdem verliebt er sich beim ersten Blick in sie und wettet mit dem jungen Kingseal, daß er in einem Monat die Miß geküßt haben werde, eine Wette, die wohlweislich ins Notizbuch, das dann bei einer späteren Gelegenheit verloren und von der Miß gefunden werden kann, aufgeschrieben wird. Im zweiten Akt das Kriegslager der Miß! Frau Kingseal und eine geschiedene Brant, die Zuflucht bei ihr gesucht haben, langweilen sich dorten ehrlich und fangen daher wiederum zu lieben an. Die friedensstiftende Tante, die, zur Erhöhung des Humors, über einen Jann hat Lettern mühen, stellt sich ein und bringt den Bräutigam wie den Gatten mit. Umarmungen und Flucht bei dem Erscheinen der Miß. Dann eine Liebeszene zwischen dieser und dem pünktlich erscheinenden „Klavierstimmer“ zu dem Zweck, in ihm den ungetreuen Gatten zu entlarven und dadurch die Freundin von aller Liebe zu heilen! Der Jertum wird nach längerem Knien aufgedeckt, der Herr verabschiedet sich, die Miß ist beschämt; das Notizbuch mit den ominösen Zeilen wird gefunden, und die beschämte Miß ist wütend. Sie beschließt, als Rache, — ihm das Notizbuch selbst zurückzugeben! Natürlich liebt sie ihn bereits im stillen, und so steht dem üblichen Schlußakt, in dem die Mädchen einen Mann bekommen, nichts Neues mehr im Wege. Nur bedarf Miß Hobbs, damit die Verlobung nicht hinsichtlich der Zukunft zu Befürchtungen Anlaß gebe, noch einiger Erziehung zur Ehe. Daher vor der Verlobungsfeier noch ein dritter Akt, in welchem sie das Fehlende — höchst einfach und natürlich — rasch hinzulernt! Die beschämte und wütende Miß, mit dem Notizbuch in der Tasche, macht dem Europafahrer auf seiner Vergnügungs-Nacht einen Besuch. Es ist dicker Nebel, das Land außer Sicht. Der junge Mann behauptet nun, die Anker seien gelichtet, das Schiff treibe ins Meer, kein anderer außer ihnen beiden sei am Bord. Die Miß, die ihr Notizbuch bis auf weiteres vergessen hat, empfindet — ganz natürlich bei einer solchen Gelegenheit — vor allem Hunger. Und siehe da, als jede andere Hilfe ausbleibt, muß sie selbst — ein Haupteffekt! — den Kaffitenherd anfeuern, die Koteletten braten und den Kaffee mahlen. So macht der überlegene Wille des weitgereisten Mannes ihr den Segen der Arbeit klar und unterstützt zugleich die Praxis durch die Theorie. Er beweist ihr, daß die Männer ebenso, ja eigentlich noch viel mehr zu arbeiten haben, als die verwöhnten, müßiggängerischen Damen der feinen Welt, daß Kinder aufziehen segensreicher als Romane schreiben ist und manche andre schöne Wahrheit von derselben Art. Erst als die Kur zu Ende, kommt das Notizbuch an die Reihe, wodurch das freundliche Ereignis der Verlobung auf den nächsten Akt vertagt und für die Füllung des Theaterabends wohl besorgt wird.

Wenn nur das Glück der Beiden durch das Anhören all der vier Akte nicht so teuer hätte erkaufte werden müssen! Indes das Publikum fand dieses Opfer nicht zu groß und klatschte eifrig Beifall. Ein mildernder Umstand war das äußerst frische Spiel, vor allem von Frau Anna Schramm als Tante und von Fel. Poppe als Miß Hobbs. — — — — —

Medizinisches.

t. Augenverletzungen durch Licht. Obgleich unser Auge zur Aufnahme von Lichtstrahlen eingerichtet ist, kann es außer durch mechanische Eingriffe kaum durch eine andre Kraft in ähnlichem Grade verletzt werden, wie durch das Licht selbst. Wenn wir fühlen, daß die Menge des in das Auge dringenden Lichts unangenehm wird, so sagen wir: es blendet, und die aktive Bedeutung des Wortes „blenden“ und sein Zusammenhang mit dem Eigenschaftswort „blind“ beweist, daß das Bewußtsein der unsrer Augen durch übermäßige Beleuchtung drohenden Gefahr auch im Sprachgebrauch zum Ausdruck gekommen ist. Da die Beobachtungen über Augenverletzungen durch Licht nicht gerade häufig in zuverlässiger Art beschrieben worden sind, so hat ein Bericht eines Gelehrten der Cornell-Universität an die Wochenschrift „Science“ auf Beachtung zu rechnen. Es werden zwei Fälle geschildert. Der erstere bezieht sich auf einen Professor der Physik, der eines Tags in einer ziemlich dunklen Ecke seines Laboratoriums arbeitete, als plötzlich eine Leitung von geringem Widerstand, in der ein elektrischer Strom mit einer Spannung von 500 Volt floß, durch irgend eine Ursache zerriß. Es entstand im Abstand von nur einem Fuß von den Augen des Gelehrten ein elektrischer Lichtbogen, der ihm wie ein Feuerball von mehr als einem halben Fuß Durchmesser erschien. Unmittelbar darauf hatte er ein Gefühl, als ob er irgend eine Einbuße in seinem rechten Auge erlitten hätte, obgleich er keinen Schmerz spürte. Etwas später bemerkte er, daß ein Teil der Netzhaut dauernd den Dienst ver sagte, und zwar hatte der verletzte Teil im Gesichtsfelde die Gestalt eines Vierecks, dessen eine Ecke im Mittelpunkt des Gesichtsfeldes lag. Die scharfen Umrisse dieses Feldes konnten deutlich unterschieden werden, und beim Schließen des Auges entstanden fächerartige Blitze von violetter Farbe aus dem einen Augenwinkel über den verletzten Teil und wiederholten sich regelmäßig in Abständen von einigen Sekunden. Nachdem der Verunglückte sich einige Zeit im Dunkeln aufgehalten hatte, hörten diese Farbenblitze auf. Die Untersuchung erwies, daß im allgemeinen ein Mangel an Färbung über diesem Teil der Netzhaut eingetreten war, begleitet von einem Verlust der Fähigkeit einer richtigen Farbenuntercheidung, vorzugsweise von grün. Die Umrisse der Gegenstände schienen verwischt, auch ihre Ausdehnung um etwa die Hälfte verkleinert. Gedruckte Buchstaben konnten nur auf einen halb so großen Abstand erkannt werden wie mit dem unverletzten Auge. Parallele Linien schienen sich auf dem verletzten Teil des Gesichtsfeldes zu nähern. Beim Gehen und Nachfahren hatte der Gelehrte immer in kurzer Entfernung einen Fleck vor dem Auge, der ihn so störte, daß er ihm oft unwillkürlich durch eine Wendung zu entgehen suchte. Das beschädigte Auge hatte auch in hohem Maße die Fähigkeit zum Schätzen von Entfernungen verloren. Der Zustand dauerte mehrere Wochen mit unverminderter Stärke an, verschwand dann aber allmählich ohne weitere Folgen. Der zweite Fall bezieht sich auf einen Mann, der eine teilweise Sonnenkatarakte mit unbeschädigtem Auge eine Zeit lang beobachtet hatte. Bis spät am Tage stellten sich keine bemerkenswerten Folgen ein. Am Abend, als er ins Freie hinausgahnte, erschien ihm vor den Augen eine Gruppe von 8 bis 10 Vögeln, die ganz merkwürdige Bewegungen ausführten. Wo er auch hinsah, überall hatte er die Vögel vor den Augen. Er unterzog nun die Augen einer genauen Beobachtung und bemerkte, daß das Licht der unwirksam beobachteten Sonne ein halbmondförmiges Bild in der Mitte der Netzhaut des linken Auges hinterlassen hatte. Die Farbe dieser Stelle war grün mit einem sämälernen roten Rande. Die verletzte Fläche schien ganz blind zu sein, parallele Linien liefen über diesem Teil des Gesichtsfeldes zusammen wie im vorigen Fall. Die Verletzung besteht jetzt schon 1 1/2 Jahre unverändert fort, ist stets bemerkbar und sehr lästig und ganz besonders beim Lesen. Wenn der Betreffende, von Beruf ebenfalls Physiker, im Laboratorium genaue Beobachtungen anstellen will, so darf er das linke Auge überhaupt nicht benutzen. Es ist ein Fall dieser Art bekannt, in dem eine solche Augenverletzung 10 Jahre bestanden hat.

Humoristisches.

— Die junge Hausfrau. Hausfrau (zur Mehrgersfrau): „... Ich muß mir schon verbitten, daß Sie immer meiner Köchin Knochen für Fleisch aufhängen! Geben Sie mir jetzt einen schönen Hirschbraten — aber ohne Geweih!“

— Hinausgegeben. Konzertsänger: „... Ich verzichere Sie, meine Damen, ich bin so — nervös... ich möchte am liebsten keinen Menschen seh'n!“

Dame: „Ain, da geben Sie doch ein Konzert!“

— Mißverstanden. Der Herr Oberamtsrichter hat den Treiberlepp angeklagt, die Sache aber, ehe sie rickbar wurde und zu Sticheleien Anlaß geben konnte, durch ein Stück Geld ausgeglichen.

Wald darauf ist der Sepp in eine Schöffensitzung als Zeuge vorgeladen, erscheint aber nicht rechtzeitig, sondern verspätet sich beim Wirt um eine halbe Stunde.

„Ja, was ist denn das?“ dommert ihn der Oberamtsrichter an. „Wist' Ihr nicht, was sich gehört, wenn man vor Gericht kommen soll? Eine solche heidenmähige Schlamperei ist ja doch noch nicht dagewesen!... Wo habt Ihr denn Eure Ladung?“

Da lächelt der Sepp vertraulich und flüstert: „Aber döös müß'n S' doch noch wiss'n, Herr Oberamtsrichter! Da hinten hab' i' 's!“ („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Aufführung des Björnson'schen Dramas „Maria von Schottland“ wird im Berliner Theater vorbereitet. —

— „Schall und Rauch“ bringt in der nächsten Woche „Verstörtes Fest“ von Louis Marjelleau und Strindbergs „Fräulein Julie“ zur Aufführung. —

— Gerhart Hauptmanns Tragikomödie „Der rote Hahn“ hatte bei der Aufführung im Münchener Schauspielhaus anfangs freundlichen Beifall, stieß jedoch am Schluß auf lebhaften Widerspruch. —

— Weingartners Musikdrama „Die Dreiste“ wird erst am 15. Februar erstmalig im Leipziger Stadttheater in Scene gehen. —

— „Aschenbrödel“, die neue Märchenoper von Wolf Ferrari, hatte bei ihrer Erstaufführung im Bremer Stadttheater Erfolg. —

— Böcklins Gemälde „Der Krieg“ ist von der Dresdener Gemäldegalerie für 38 000 Mark erworben worden. —

— Der Triersche Kunstverein veranstaltet vom 10. Mai bis 15. Juni eine ausschließlich zur Verherrlichung der Eifel bestimmte Kunstausstellung. —